

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 25 (1946)
Heft: 1-2

Artikel: Das Zweite und das Dritte Reich
Autor: Kautsky, Benedikt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-335385>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Zweite und das Dritte Reich

I.

Wer das Hitler-Regime verstehen will, darf sich nicht damit begnügen, die Entwicklung Deutschlands seit 1918 zu studieren. Er muß viel weiter zurückgreifen in der deutschen Geschichte. Die Tragödie des deutschen Faschismus ist vor allem — keineswegs allein — die Tragödie des deutschen *Bürgertums*. Nur wenn man begreift, warum der deutsche Liberalismus in seinen Anfängen steckenblieb und zu der Zeit verdorrte, da sich in England das Manchestertum zum sozialen Liberalismus entwickelte, kann man sich darüber klar werden, warum das deutsche Bürgertum dem in allen Farben schillernden «Programm» des Nationalsozialismus erlag. Darum ist Erich Eycks dreibändige Bismarckbiographie ein eminent aktuelles Buch¹.

Sie ist das Werk eines echten Historikers, der seinen Gegenstand keineswegs unkritisch, aber auch ebensowenig absprechend behandelt. Trotz ihres Umfanges — insgesamt fast 2000 Seiten — ist sie infolge des flüssigen Stils und des straffen Aufbaus auch für den historisch nicht geschulten Leser eine genußreiche Lektüre. Eyck bleibt auch dort, wo er in die seelischen Regionen vordringt, durchaus der kritische Historiker, und wenn er es unternimmt, aktenmäßig nicht festgelegte Vorgänge zu erklären oder geheime Beweggründe Bismarcks aufzudecken, so geschieht das stets, indem er von den feststehenden Tatsachen ausgeht und Bismarcks Verhalten aus der Situation und aus der Kenntnis von Bismarcks Charakter ableitet.

Es ist nicht der Ehrgeiz Eycks, durch neue Tatsachen oder gar Spekulationen zu glänzen. Bismarcks Bild, wie es durch die bisherige Geschichtsschreibung gezeichnet wurde, wird durch keine wesentlich neuen Züge verändert. Eycks Verdienst liegt vielmehr darin, ein Werk aus einem Guß geschaffen zu haben, Bismarcks politische Wandlungen ebenso wie seinen vielfältig facettierten Geist bis in die Details verfolgt und dargestellt zu haben, ohne daß dadurch das Werk an Einheitlichkeit verloren hätte.

Eyck ist vor allem Biograph. Es kam ihm darauf an, den *Mann* in seinem Werk darzustellen. Er hat sich daher in der Schilderung des historischen

¹ Erich Eyck, «Bismarck, Leben und Werk», drei Bände (Band I: 1815—1864, 679 Seiten, Band II: 1864—1871, 630 Seiten, Band III: 1871—1898, 687 Seiten), Eugen-Rentsch-Verlag, Zürich-Erlenbach.

Hintergrundes auf das Notwendigste beschränkt. Vor allem sind die Charakterisierungen der Personen aus Bismarcks Umgebung, seiner Mit- und Gegenspieler, äußerst knapp gehalten. Mehr Farbe gewinnen eigentlich — außer dem König und Kaiser Wilhelm I. — die liberalen Führer, vor allem Lacher, während die anderen zum Teil etwas schattenhaft wirken. Aber das liegt im Plan und Aufbau des Buches begründet, das vor allem das *Verhältnis Bismarcks zum Liberalismus schildern* wollte. Wenn man daher etwa eine Charakterisierung Bebels oder Liebknechts vermißt, so mag man das bedauern, aber man darf dem Autor keine Vorschriften über die Zwecke machen, die er mit seinem Buch verfolgt. Unstreitig hätte ein Eingehen auf die zahllosen Personen, mit denen Bismarck als Freund und Feind im Laufe seiner jahrzehntelangen politischen Tätigkeit zu tun hatte, den Umfang des Buches auf ein Mehrfaches gesteigert und damit seine Lesbarkeit gemindert. Diese ist einer der Hauptvorzüge des Eyckschen Werkes; auf einen gelehrten Apparat hat der Autor verzichtet und die Quellenangaben auf ein Minimum reduziert. Leider sind die Register ein wenig zu schwach geraten; ein Sachregister fehlt völlig, und das Namensverzeichnis und die Zeittafel sind nicht ganz zuverlässig und vollständig.

II.

Eyck stellt sich die Aufgabe zu zeigen, wie der deutsche Liberalismus an Bismarck zerbrach — nicht so sehr an dem ersten Konflikt, den Bismarck vor 1866 als preußischer Ministerpräsident mit ihm ausfocht, sondern mehr noch an dem Bündnis, das er mit dem rechten Flügel des Liberalismus, den Nationalliberalen, in den Jahren vor und nach der Reichsgründung schloß.

Die Entwicklung des deutschen Staatswesens und besonders die seines Bürgertums hat in der Neuzeit ganz andere Wege eingeschlagen als in den meisten westlichen Ländern, in denen die Bildung national geeinter Staaten und ein unaufhaltsamer, sich oft in Form von Revolutionen vollziehender Aufstieg des Bürgertums die charakteristische Note der Zeit vom 16. bis zum 19. Jahrhundert bildeten. Deutschland blieb in dieser Zeit von den Welt Handelsstraßen, die sich zum Atlantik verlagert hatten, abgeschnitten, sein Bergbau, die Grundlage seines Reichtums beim Anbruch der Neuzeit, erlag der amerikanischen Konkurrenz, die großen Bank- und Handelshäuser Oberdeutschlands, wie etwa die Fugger, wurden in den Strudel der spanischen Staatsbankrotte des 16. und 17. Jahrhunderts hineingerissen. Das Bürgertum wurde ebenso miserabel wie die Bauernschaft, deren Kraft im Bauernkrieg von 1525 gebrochen worden war, und die Kleinstaaterei blieb in ständiger

Blüte. Die mit dem spanischen Weltreich verbündeten Habsburger vermochten weder in den Religionskriegen des 16. Jahrhunderts noch im Dreißigjährigen Krieg die Macht der Territorialfürsten zu brechen, die sich stets auf Frankreich, manchmal auch auf andere fremde Mächte — vor allem Schweden — stützen konnten.

Als Ende des 17. Jahrhunderts die Verbindung zwischen Spanien und Österreich endgültig zerriß, da konnte Österreich nicht mehr hoffen, die deutschen Fürsten zu unterwerfen. Gleichzeitig setzen im Osten die Machtverschiebungen ein, die für Deutschlands Schicksal bestimmend werden sollten. Die Türkei zerfiel ebenso wie Polen. Infolgedessen verlagerten zwei deutsche Staaten ihr Schwergewicht nach Osten: Österreich und Brandenburg-Preußen. Dieses zog überdies noch Gewinn aus dem Niedergang Schwedens. Österreich drang nach Südosten, Brandenburg nach Osten und Nordosten vor, bis sich beide Ende des 18. Jahrhunderts mit dem aufgestiegenen Rußland in die letzten Reste Polens teilten.

Österreich wurde auf diese Weise ein Staat, in dem das deutsche Element eine Minderheit, wenn auch die herrschende, bildete; in Preußen blieb zwar das slawische Element in der Minorität, aber die Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse der deutschen Bauern Ostelbiens unterschieden sich nicht wesentlich von denen der slawischen. In beiden Staaten herrschten Großgrundbesitzer über unfreie Bauern; der Feudalismus war im katholischen Österreich ebenso die Grundlage der Agrarwirtschaft wie im lutherischen Preußen. Aber der preußische Junker saß auf kargem Boden, er blieb ein armer Krautjunker im Vergleich zu den Grandseigneurs des böhmischen, ungarischen, kroatischen Adels. Aber gerade deshalb blieb er kriegerisch, zu einer Zeit, als die Hocharistokratie in den absolut regierten Großstaaten längst zum Hofadel geworden war. Dieser ließ sich vom absoluten Fürsten durch Hofämter und Würden kaufen und verzichtete auf seine ständischen Rechte — der Junker aber blieb auf seinem Landgut; er diente seinem Herrn und König wohl als Offizier oder Beamter, aber er verzichtete nicht auf seine alten Privilegien. Friedrich II., genannt der Große, der «aufgeklärte Despot», hat an diesen Verhältnissen nichts geändert.

Wohl aber hat er den letzten Versuch Österreichs, sich in Deutschland zu verankern, wirkungsvoll bekämpft. In Fortsetzung der Politik der deutschen Territorialfürsten aus dem 16. und 17. Jahrhundert hat er sich in seiner antiösterreichischen Politik auf das Ausland gestützt. Die Streitigkeiten bei der Thronbesteigung Maria Theresias nützte er 1740 aus, um sich Schlesiens zu bemächtigen, das von dem im Krieg mit Frankreich stehenden Österreich auf die Dauer nicht verteidigt werden konnte. 1756 zog er als

Festlandsdegen Englands in den Krieg, der in Wahrheit ein Weltkrieg zwischen England und Frankreich um die Kolonialmacht war; er versuchte, Sachsen zu erobern — vergeblich: nach einem siebenjährigen Ringen, das Preußen manchmal an den Rand des Verderbens brachte, mußte er froh sein, den Vorkriegsstand zu erhalten.

III.

Der deutsche Dualismus hat die Französische Revolution und Napoleon überdauert. Der 1815 ins Leben gerufene Deutsche Bund wurde geführt von einem Österreich, dessen Stellung in Deutschland nur *eine* seiner politischen Sorgen war. Mindestens ebenso wichtig war ihm die Beherrschung Italiens und seine Position auf dem Balkan. In dieser Zersplitterung lag seine Schwäche.

Preußen dagegen hatte die Richtung seiner Ausdehnung von Ost nach West gekehrt. Im Osten war es auf den Zarismus gestoßen, der den 1795 bei der dritten Teilung Polens unternommenen Ausflug Preußens nach Warschau nicht gern gesehen hatte. Der größte Teil Polens blieb russisch; immerhin war Preußen keine rein deutsche Macht, und mochte sich sein Besitz am Rhein vervielfacht haben, so blieb das Schwergewicht der Herrschaft doch bei den östlichen Provinzen. Preußen war im Gegensatz zu Österreich, das sich aus Angst vor der Revolution vor dem wirtschaftlichen und industriellen Fortschritt ängstlich abschloß, in seiner Handelspolitik durchaus liberal. Es sah das Wachstum der Industrie an Rhein und Ruhr nicht ungern; freilich darf man nicht übersehen, daß die ostelbischen Grundbesitzer die wichtigsten Getreideexporteure in die aufblühenden Industrie-reviere Englands, Belgiens und der Rheinlande wurden, so daß ihr freihändlerisches Credo in keiner Weise mit liberaler Weltanschauung infiziert war. Herr im Hause Preußen war und blieb der Junker, der kurz nach den Freiheitskriegen die Ära des Liberalismus brüsk beendete. Wilhelm von Humboldt zog sich ebenso zurück wie der Freiherr vom Stein und die Generäle des Freiheitskrieges, die die demokratischen Versprechungen des Königs ernst genommen hatten. Die letzten Zweifel wurden durch die Demagogenverfolgungen beseitigt.

IV.

Bismarcks Geburtsjahr ist das Jahr des Wiener Kongresses. Er wächst auf in der normalen Umgebung des preußischen Junkerhauses; obwohl der

Vater seiner Mutter ein Bürgerlicher war, ist er stets altpreußischer Junker vom Scheitel bis zur Sohle geblieben. Die Schul- und Studentenjahre fallen zwar ein wenig aus dem Rahmen des Üblichen, und auch in die «Ochsentour» des Beamten ließ sich der junge Otto von Bismarck nicht pressen, dessen reger Verstand die Schalheit und Enge der junkerlichen bürokratischen Umgebung erkannte. So quittiert er den Staatsdienst, ohne in der Bewirtschaftung seines Gutes oder im Bücherlesen Befriedigung zu finden.

Die Wendung bringt eine Frau, Marie, die Gattin seines Freundes Moritz von Blankenburg und die Tochter des als frommer Pietist bekannten Herrn von Thadden-Trieglaff². Bismarck findet durch sie den Weg zur Religion und zu einem Kreis von hochkonservativen Politikern, die, wie die drei Brüder Gerlach, zu den engsten Vertrauten des Königs Friedrich Wilhelm IV. gehörten. Über die Religion kam Bismarck zu seiner Frau Johanna, geb. von Puttkamer. Die Ehe beider war mustergültig; die Frau kannte außer Gott nur ihren Otto — ihr beschränkter Geist konnte es nicht fassen, daß jemand anderer Meinung sein könne als er, und ihre Frömmigkeit hinderte sie keineswegs, Bismarcks ohnedies vorhandene Neigung, seine Gegner zu hassen, noch zu fördern. «Ich habe die *ganze Nacht gehaßt!*» gibt er im späteren Leben einmal an³.

Ob Bismarcks Hinwendung zur Religion echt gewesen ist, ob Mittel zum Zweck der Erlangung der geliebten Frau, wird schwer zu entscheiden sein; vielleicht ist er sich selbst darüber nicht klar geworden. Jedenfalls hat sein Christentum die Wege seiner Politik niemals beeinflußt. Bismarcks Interessen waren stets von dieser Welt. Das gilt nicht nur für den *Machttrieb*, der das wirksamste Motiv seiner Handlungen war, sondern fast mehr noch für seine *Habgier*, die ihn zu den seltsamsten Mitteln greifen ließ⁴. Vor allem aber ist Bismarcks virtuose Verwendung der *Lüge* als eines wichtigen diplomatischen Mittels wohl kaum mit der von ihm selbst in seinen Briefen hervorgehobenen tiefinnerlichen Frömmigkeit zu vereinbaren. Freilich, so ehrlich, wie er im engsten Freundeskreis seine Lügenhaftigkeit eingestand, war er in der Öffentlichkeit nicht; da «wurde er empfindlich und reagierte... wie ein Korpsstudent»⁵. Vielleicht half ihm sein Glaube dazu, Lüge in Wahrheit zu verwandeln und ihn vieles für richtig halten zu lassen, was er für richtig halten wollte. Verfügte doch dieser Mann, der seine Feinde nicht nur haßte, sondern schonungslos zertrat, wenn er es konnte, über die Gabe,

² Eyck, I, Seite 38.

³ Eyck, III, Seite 14.

⁴ Beispiele siehe Eyck, II, Seite 436 und III, Seite 369.

⁵ Eyck, II, Seite 59.

sich stets als beleidigt und ungerecht behandelt anzusehen⁶. Überhaupt besaß dieser Riese von Gestalt ein empfindliches Nervensystem, das an entscheidenden Wendepunkten mit Nervenkrisen und Weinkrämpfen reagierte und ihn in eine Fülle halb eingebildeter, halb durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken hervorgerufener Krankheiten hineintrieb.

Aber alle diese Eigenschaften wurden überschattet durch einen unerhört beweglichen Geist, der die Situation und die Psychologie des Gegners blitzschnell erfaßte, nie um ein Auskunftsmittel verlegen war und ihn die Entwicklung der Dinge voraussehen oder mindestens vorausahnen ließ. Freilich darf man die Tiefe seines Intellekts nicht überschätzen. Wohl verfügte Bismarck über die dem deutschen Akademiker der damaligen Zeit gemäße Bildung, aber für die Wissenschaft hat er weder als Privatmann noch als Kanzler das geringste Verständnis aufgebracht. Sein Verstand war zwar scharf, aber nicht methodisch, und der Beweglichkeit entsprach die *Grundsatzlosigkeit*, die das Hauptmerkmal seiner Politik war. Die Geschichte von Bismarcks Wirken ist die Geschichte seiner Wandlungen, in denen nur *eine* Größe konstant bleibt: sein *Wille zur Macht*, und zwar zur *persönlichen* Macht.

V.

Sein politisches Wirken begann 1847 im Vereinigten Landtag, den der preußische König, der «Romantiker auf dem Königsthron» Friedrich Wilhelm IV., in der Vorstellung einberief, er werde ein Spiegelbild mittelalterlicher Stände hervorzubringen können. Er täuschte sich darin gründlich, aber Bismarck tat sein möglichstes, um inmitten der vom liberalen Zeitgeist getragenen Versammlung das Mittelalter zu repräsentieren⁷.

Kein Wunder, daß ihn die Niederlage des Königtums in der Berliner Märzrevolution 1848 wie ein Donnerschlag traf. Er plante, «mit Hilfe seiner königstreuen Bauern den König» zu «befreien»⁸, aber wollte zunächst einmal feststellen, wie die Dinge lagen, und fuhr von seinem Landgut nach Potsdam und Berlin. Den König konnte er nicht erreichen, und sein Versuch, eine Konterrevolution anzuzetteln, mißlang, nicht zuletzt infolge des Widerstandes der Prinzessin Augusta; diese, die Frau des Prinzen Wilhelm von Preußen, sah durch einen solchen Versuch die Thronrechte ihres Sohnes

⁶ Eyck, III, Seite 14.

⁷ Beispiele siehe Eyck, I, Seite 65.

⁸ Eyck, I, Seite 86.

bedroht. Dies war der Anlaß zu einer jahrzehntelangen Feindschaft zwischen Bismarck, dem angeblich so königstreuen, und seiner nachmaligen Kaiserin, die er mit um so größerem Haß verfolgte, als sie, aus dem Weimar Goethes stammend, im Geruch des Liberalismus stand.

Bismarcks erster Versuch eines Staatsstreiches gegen den Willen seines Königs war gescheitert. Er mußte sich in der nächsten Zeit damit begnügen, im Preußischen Landtag den Feudalismus zu vertreten und der kommenden Reaktion den Rücken zu stärken. Sowohl an dem «Verein zur Wahrung der Interessen des Grundbesitzes», kurz «Junkerparlament» genannt⁹, wie namentlich an der Gründung und Ausgestaltung der «Kreuzzeitung»¹⁰ nahm er regen Anteil. Durch seine Mitarbeit an der «Kreuzzeitung» verschaffte er sich seine journalistischen Erfahrungen, die er später in der Benützung und in der Korruption der Presse glänzend verwerten konnte. Vor allem aber arbeitete er eifrig hinter den Kulissen als Mitglied der «Kamarilla», um den feigen und stets schwankenden König, dem seine Kapitulation vor der Revolution längst leid tat, der aber den Mut zu einem offenen Konflikt mit dem liberalen Landtag nicht fand, in einen solchen Konflikt hineinzutreiben, ohne Blutvergießen zu scheuen. Bismarck hoffte, damals schon Minister zu werden, aber sein König lehnte ihn mit den vielsagenden Worten ab: «Roter Reaktionär, riecht nach Blut; später zu gebrauchen»¹¹.

Die Gründe der Niederlage der deutschen Revolution von 1848 liegen zum Teil auf internationalem Gebiet, vor allem in der verlorenen Junischlacht¹², die der Französischen Revolution von 1848 das Rückgrat brach, vor allem aber in der Tatsache, daß in den beiden führenden deutschen Staaten das dynastische und feudale Element überwog. Mochte im Westen und Süden Deutschlands das Bürgertum triumphieren, in Ostelbien blieb die Macht der Junker ungebrochen. Das alte Kolonialland wurde nicht erschüttert, Heer und Verwaltung wurden nicht «gesäubert», und als es in Österreich gelang, die Slawen, vor allem die Kroaten, gegen die rebellischen Deutschen, Italiener und Ungarn zu mobilisieren, da fielen im November 1848 Wien und Berlin in die Hände der Reaktion. Was in Ungarn an revolutionären Kräften übrigblieb, wurde 1849 von der russischen Invasions-

⁹ Eyck, I, Seite 102.

¹⁰ Eyck, I, Seite 105.

¹¹ Eyck, I, Seite 112.

¹² Es ist mir nicht recht erfindlich, warum Eyck den Aufstand der Pariser Arbeiter gegen die Bourgeoisie «töricht» nennt (I, Seite 102); er hatte, historisch gesehen, seinen guten Sinn als Zeichen des unüberbrückbar gewordenen Gegensatzes zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum. Wollte man jede mißglückte Revolution töricht nennen, so müßte man die Bezeichnung auch auf die deutsche Revolution von 1848 anwenden.

armee niedergeworfen; denselben Dienst leisteten die preußischen Truppen in Süddeutschland und Sachsen.

Am 5. Dezember 1848 erschien die «oktroyierte Verfassung», die dem König manche von der Revolution entrissenen Rechte zurückbrachte, aber «wegen der Aufgaben, die Preußen in Deutschland zu lösen hatte¹³», liberale Grundzüge beibehalten mußte. Hier ist es bedeutsam, die Stellung des «Schöpfers der deutschen Einheit», als der Bismarck nach der servilen deutschen Geschichtsschreibung erscheint, genau kennenzulernen. Eyck arbeitet den völligen Mangel an nationaler Gesinnung bei Bismarck sehr scharf heraus. Selten hat sich bei Bismarck das reaktionäre Junkertum deutlicher gezeigt, als in dieser Zeit, da das Bürgertum bereit war, Preußen die Führung in Deutschland einzuräumen. Österreich hatte unter seinem neuen Ministerpräsidenten *Schwarzenberg im März 1849* eine derartig zentralistische Verfassung erhalten, daß die großdeutsche Lösung, das heißt Großdeutschland unter Einschluß der österreichischen Deutschen, unmöglich geworden war und die kleindeutsche Lösung als einziger Ausweg blieb.

Es fehlt hier an Platz, die komplizierte Gestaltung der Verhältnisse in den Jahren 1849 und 1850 darzustellen, in denen Friedrich Wilhelm IV. stets hin und her schwankte zwischen seiner reaktionären Grundhaltung, die ihn die mit einem «Tropfen demokratischen Öls gesalbte» Kaiserkrone ablehnen, und seinem Macht- und Geltungsbedürfnis, das ihn darnach streben ließ. In dieser Zeit hat Bismarck daran festgehalten, daß Preußen selbst auf die Gefahr einer Machteinbuße nicht ein demokratisches Kaisertum annehmen dürfe. Die schwere diplomatische Niederlage, die Preußen 1850 in Olmütz durch Österreich und Rußland erlitt, da es nicht wagte, seinen Führungsanspruch auf das Bürgertum der kleineren und mittleren Staaten zu stützen, zog er damals einem Sieg Preußens vor, weil dieser nur ein solcher der Demokratie hätte sein können.

VI.

Für Bismarck hatte die Neugestaltung der deutschen Verhältnisse, die vor allem eine Wiederbelebung des Deutschen Bundes nach der Verfassung von 1815 mit sich brachte, persönlich eine bedeutsame Folge: er wurde am 15. Mai 1851 zum Preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt am Main ernannt. In den acht Jahren, die Bismarck in dieser Stellung blieb, hat er

¹³ Eyck, I, Seite 114.

sich das ganze Rüstzeug diplomatischer Fertigkeiten angeeignet, die er später so glänzend verwerten sollte.

Diese acht Jahre waren voll von wichtigen Ereignissen, die das Bild Europas völlig veränderten. Am 2. Dezember 1851 vollzog Louis Napoleon seinen Staatsstreich, der ihn als Napoleon III. auf den Kaiserthron seines Onkels brachte. 1854 bis 1856 führte er im Bunde mit England den Krimkrieg gegen Rußland, in dem Preußen und Österreich neutral blieben. Während aber Österreich den — im Wesen mißglückten — Versuch machte, von Rußland auch ohne Krieg materielle Vorteile zu erpressen, nützte Preußen die unglückliche Lage, in die sich Österreich hineinmanövrierte, nach Kräften aus — sowohl um sich Rußlands Sympathien zu sichern wie auch um im Deutschen Bund Österreichs Machtstellung zu untergraben. In diese Zeit fällt Bismarcks Erkenntnis, daß Preußen und Österreich nicht nebeneinander in Deutschland herrschen könnten; er lernt Österreichs Schwächen kennen, er beginnt bereits mit dem Gedanken zu spielen, daß Preußen «den nach nationaler Einheit strebenden deutschen Liberalismus um sich sammeln» könne¹⁴ — aber am weitesten entfernt er sich von dem engstirnigen Junkertum seiner Anfänge in den Beziehungen zu *Napoleon III.*, auf die Eyck mit Recht großes Gewicht legt¹⁵, die er nach meiner Meinung sogar nicht stark genug betont, da der Einfluß der bonapartistischen Methoden auf die Politik Bismarcks in den sechziger Jahren gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. In den Grundzügen sind alle Elemente schon vorhanden, aus denen Bismarck später seine Politik formen sollte.

Aber zunächst beliebte die Geschichte einen ihrer so merkwürdig anmutenden Umwege zu machen. Friedrich Wilhelm IV., dessen Trunksucht schon längst in Deutschland Anlaß zu allen möglichen Witzen gegeben hatte, wurde endlich am 7. Oktober 1858 offiziell als das erklärt, was er schon seit Jahren war: als regierungsunfähig. Regent wurde sein Bruder Wilhelm, der «Kartätschenprinz», wie er seit 1849 hieß, als er die süddeutsche Revolution mit preußischen Truppen niederwarf. Es zeugt von der Bescheidenheit der preußischen Liberalen, wenn sie von ihm eine «Neue Ära» erhofften.

Bismarck war für den Regenten und seinen Kreis noch immer der alte ultrareaktionäre Junker, und als nach Wilhelms Machtantritt neue Männer an die entscheidenden Stellen kamen, da mußte auch er den ihm liebgewordenen Posten in Frankfurt räumen. Er fiel freilich die Treppe hinauf; er kam als Gesandter an den Zarenhof (29. Januar 1859), wo man ihn als zu-

¹⁴ Eyck, I, Seite 253.

¹⁵ Eyck, I, Seite 268 ff.

verlässige Stütze russisch-borussischer Politik kannte und schätzte, aber er empfand seine Abberufung trotzdem als Kränkung.

Der Krieg des Jahres 1859, den Napoleon im Bunde mit Piemont gegen Österreich führte und der mit einer schweren Niederlage Österreichs bei Solferino endete, rief die nationalen Leidenschaften in Deutschland wach. Sollte die deutsche Nation Österreich gegen Napoleon verteidigen, oder war Österreichs Niederlage als Voraussetzung der nationalen Befreiung Italiens die notwendige Vorbedingung der nationalen Einigung Deutschlands? Die Lösung dieser Frage unterblieb, denn nach der Schlacht von Solferino erschrak Napoleon wie Franz Joseph vor den Dämonen der Unterwelt, die eine Weiterführung des Krieges entfesseln mußte: sie schlossen einen vorzeitigen Frieden, der Venedig bei Österreich beließ und der Napoleon vor den in Deutschland drohenden Verwicklungen bewahrte. Daß damit Napoleon als Verräter der italienischen Sache erscheinen mußte, nahm er in Kauf.

Bismarck vertrat die Politik, daß Preußen in dem österreichisch-französischen Konflikt zunächst neutral bleiben solle. Auf jeden Fall stand er schon damals entschieden gegen Österreich; er nennt den Deutschen Bund «ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später *ferro et igni* (mit Eisen und Feuer) werden heilen müssen¹⁶», ja, er spricht in einem Brief an den Generaladjutanten des Prinzregenten die Meinung aus, es sei «das große Los für uns», «falls wir den Krieg Österreichs mit Frankreich sich scharf einfressen lassen und dann mit unserer ganzen Armee nach Süden aufbrechen, die Grenzpfähle im Tornister mitnehmen und sie am Bodensee oder da, wo das protestantische Bekenntnis aufhört, vorzuwiegen, wieder einschlagen¹⁷». Das war ein wahrhaft großpreussisches Programm!

VII.

Nach der Niederlage Österreichs wäre nichts natürlicher gewesen, als daß sich Preußen mit seinem liberalen oder wenigstens liberalisierenden Regenten an die Spitze der nationalen Bewegung gestellt und dem aus tausend Wunden blutenden Österreich die Führung in Deutschland entrissen hätte. Das dachte auch das deutsche Bürgertum, als es im September 1859 den *Deutschen Nationalverein* gründete. Aber es zeigte sich rasch, wie weit es mit Wilhelms Liberalismus her war. Im Grunde seines Herzens war er nichts

¹⁶ Eyck, I, Seite 320.

¹⁷ Eyck, I, Seite 321.

anderes als der bornierte Unteroffizier, für den ihn Marx und Engels stets gehalten haben, und in seinem liberalen Kabinett vertraute er das entscheidende Ministerium, das des Krieges, dem stockkonservativen *Roon* an.

Die oberste Sorge Wilhelms war die *Armee reform*. Soweit sie sich auf die Vergrößerung des Heeres bezog, war sie vom Landtag nicht bestritten; aber es ging Wilhelm um mehr: er wollte die *Landwehr*, den letzten Rest der 1813 in den Freiheitskriegen eingeführten demokratischen Heeresverfassung, *beseitigen*. Er konnte es nicht vergessen, daß die Landwehr in dem süddeutschen Feldzug von 1849 nicht immer den gleichen blinden Gehorsam gezeigt hatte wie die dressierte Truppe¹⁸. An der Frage der Landwehr, daneben an der Einführung der drei- an Stelle der zweijährigen Dienstzeit, scheiterte das Experiment der Neuen Ära. Nach manchem Hin und Her stand Wilhelm, der nach dem 1861 erfolgten Tode seines Bruders König geworden war, 1862 vor der Wahl, entweder parlamentarisch weiterzuregieren — das hieß auf die Abschaffung der Landwehr verzichten und die zweijährige Dienstzeit in Kauf zu nehmen — oder die Armee reform gegen den Willen des Landtages durchzusetzen. Dafür fand sich aber in Preußen nur *eine* Persönlichkeit: Bismarck.

Dieser hatte im Mai 1862 den Gesandtenposten in Petersburg mit dem in Paris vertauscht, ohne sich dort heimisch zu machen, da er seine Zeit gekommen wußte. Als der Konflikt zwischen König und Parlament auf die Spitze getrieben war, rief Roon Bismarck nach Berlin. Am 22. September 1862 fand die entscheidende Unterredung zwischen Bismarck und dem König statt, der den Konflikt ebenso wie die Kandidatur Bismarcks fürchtete und sich mit Abdankungsplänen trug. Aber Bismarck verstand es, ihm den Rücken zu steifen: er entschloß sich, zu bleiben und den Konflikt mit dem Parlament durchzukämpfen.

VIII.

In welchem Sinne Bismarck seine Mission auffaßte, geht aus dem berühmten Satz hervor, den er in seiner ersten Rede vor dem Landtag am 29. September 1862 aussprach: «Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden . . ., sondern durch *Blut und Eisen*.»¹⁹ An dieses Programm hat er sich gehalten, denn alle seine Maßnahmen galten der *Vorbereitung des Krieges*.

¹⁸ Eyck, I, Seite 342.

¹⁹ Eyck, I, Seite 429.

Zu diesem Zweck hat er, unbekümmert um die Verfassung, die Armee-reform durchgeführt. Er begann aber zu gleicher Zeit das völlig bedenken-lose Spiel, seine Gegner mit jedem Mittel zu bekämpfen, mochten sich diese Mittel auch gegenseitig widersprechen. Als erster und wichtigster Gegner erschien ihm *Österreich*. Um ihm im Deutschen Bund Schwierigkeiten zu machen, scheute sich Bismarck nicht, eine mit allgemeinem, direktem Wahl-recht gewählte Vertretung ganz Deutschlands zu fordern²⁰ — er, der gleich-zeitig alle Beschlüsse des Landtages völlig mißachtete. Um aber den Libera-lismus, dessen Bundesgenossenschaft er im außerpreußischen Deutschland suchte, in Preußen um so wirksamer zu bekämpfen, ließ er sich 1863 auf die Besprechungen mit *Lassalle* ein, der ihn für den Gedanken zu gewinnen hoffte, das allgemeine an Stelle des bestehenden Dreiklassenwahlrechts in Preußen einzuführen. Lassalle wie Bismarck waren Gegner des Liberalismus; Bismarck sah im Frankreich Napoleons III., welche Erfolge ein diktato-risches Regime mit dem allgemeinen Wahlrecht erzielen konnte. Daß Bis-marck auch eine weitergehende soziale Demagogie nicht scheute, beweist die Tatsache, daß er um diese Zeit den König bewog, für eine Produktivgenos-senschaft schlesischer Weber ein paar tausend Taler aus seiner Privat-schatulle zu spenden — eine Tatsache, die Lassalle in seiner Agitation dann maßlos übertrieben hat²¹. Zum Glück für Lassalle wie für die deutsche Ar-beiterbewegung hat Bismarck diesen Weg nicht weiter verfolgt. Er hatte es nicht nötig, denn die Außenpolitik warf ihm die Gelegenheit in den Schoß, den ersten Schritt seines kriegerischen Programms zu entwickeln: durch den Tod des dänischen Königs wurde die Frage *Schleswig-Holsteins* akut.

Es ist hier nicht möglich, darzustellen, wie Bismarck diese Herzensange-legenheit der nationalen deutschen Demokratie in einer Weise behandelte, die ihm die Kräfte Österreichs, das er noch kurz zuvor durch die Ablehnung der Teilnahme Preußens an der Frankfurter Fürstenkonferenz brüskiert hatte, ebenso wie die des deutschen liberalen Bürgertums zur Verfügung stellte. Auch die wahrhaft geniale Methode, mit der er gegen die Ein-mischungsversuche Englands, Frankreichs und Rußlands den militärischen und den diplomatischen Feldzug so zu Ende führte, daß schließlich Preußen allein der Sieger blieb, zeigt ihn unstreitig als den ersten Staatsmann seiner Zeit.

²⁰ Eyck, I, Seite 455.

²¹ Eyck, II, Seite 34 ff.

IX.

Wenn Österreich gehofft hatte, sich durch den gemeinsam mit Preußen geführten Krieg im Deutschen Bund Ruhe verschafft zu haben, so sah es sich sehr rasch enttäuscht. Bismarck ließ sich nur so lange Zeit, wie er brauchte, um den Waffengang diplomatisch vorzubereiten. Auch die Opposition des Liberalismus war durch die Erfüllung des alten deutschen Wunsches, Schleswig-Holstein von Dänemark loszulösen, bereits erschüttert.

Zwei Voraussetzungen mußte Bismarck für den Krieg gegen Österreich schaffen: er brauchte die Neutralität Frankreichs und das Bündnis Italiens. Die erste verschaffte er sich in einer Besprechung mit Napoleon III. in Biarritz Anfang Oktober 1865, in der er ihm gewisse Hoffnungen auf Annexionen machte, seien sie nun im Rheinland oder in Belgien zu finden; das zweite schloß er am 8. April 1866, indem er Italien Venedig als Siegespreis in Aussicht stellte.

Nun war er seiner Sache sicher. Am 14. Juni 1866 sprengte er den Deutschen Bund und ließ marschieren. Wenn jemals auf einen Krieg der Name des Blitzkrieges paßte, dann auf diesen, der bereits am 3. Juli durch den Sieg bei Königgrätz entschieden war. Bismarck war der Mann, der diesen militärischen Sieg in seinen glänzendsten diplomatischen umzuwandeln verstand. Er wußte, daß Napoleon auf einen langen Krieg gerechnet hatte, der ihm die Gelegenheit eines Eingreifens in die deutschen Verhältnisse bieten würde; Bismarck brauchte also einen raschen Frieden. Diesen konnte er nur unter der Gewährung günstiger Bedingungen an die Besiegten haben. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, die Annexionslust seines Königs zu zügeln, der außer Schleswig-Holstein, Kurhessen, Nassau und Hannover auch noch Sachsen haben wollte. In dem schweren Konflikt, der sich zwischen Bismarck und Wilhelm entwickelte, nahm Bismarck die Hilfe des Kronprinzen, mit dem er sich sonst ebensowenig vertrug wie mit dessen Mutter, in Anspruch; die Friedenslust der Österreicher wußte er durch die Anzettelung eines Aufstandes in Ungarn zu fördern — es gelang ihm, den Frieden von Nikolsburg zu schließen, bevor ihm Napoleon die Früchte seines Sieges streitig machen konnte.

Der Friede brachte ihm, was er brauchte: Österreich, dessen territorialer Bestand unangetastet blieb, schied aus dem Deutschen Bund aus, Preußen wurde im Norddeutschen Bund, der alle Länder nördlich des Mains umfaßte, die führende Macht, mit den süddeutschen Staaten wurden Schutz- und Trutzbündnisse abgeschlossen.

Vor allem aber brachte ihm der äußere auch den inneren Frieden. Der preußische Liberalismus vermochte dem Erfolg nicht zu widerstehen. «Am 3. September (1866) erteilte das Preußische Abgeordnetenhaus mit 230 gegen 77 Stimmen die von ihm (Bismarck) beantragte Indemnität und beendigte damit den jahrelangen Konflikt.»²² Diese Abstimmung wurde der Ausgangspunkt einer *Spaltung* der Fortschrittspartei, von der sich die *Nationalliberalen* absonderten. Bedeutungsvoll klang es, als Miquel, einer der Führer dieser neuen Partei, verkündete: «Die Zeit der Ideale ist vorüber... Politiker haben heute weniger als je zu fragen, was wünschenswert, als was erreichbar ist.»²³ Dieses Programm der Programmlosigkeit ist die Abdankungsurkunde des deutschen Liberalismus. Bismarck, der ihm das Rückgrat gebrochen hatte, fand sich mit ihm auf dem gemeinsamen Boden der Grundsatzlosigkeit.

X.

Die jetzt gefundene Lösung trug deutlich den Charakter des Überganges. Bismarck wußte genau, daß sich weder Österreich mit seinem Hinauswurf aus Deutschland noch Napoleon mit der gewachsenen Macht Preußen zufriedengeben würde. Erfolgte aber eine Verständigung der beiden, dann war die Rolle der süddeutschen Staaten höchst fragwürdig. Die Abrechnung mit Napoleon hielt Bismarck für unvermeidlich; er wollte sie herbeiführen, ehe sich Österreich erholt hatte.

Wollte er aber gegen Frankreich zu Felde ziehen, so brauchte er die Kraft ganz Deutschlands. Die Rückendeckung durch den Zaren konnte hinreichen, ihm Österreich vom Hals zu halten; mehr war von ihm nicht zu erwarten. Er kam also mit den Waffen aus dem Arsenal der feudalen Reaktion nicht aus. Er brauchte den deutschen Liberalismus als Bundesgenossen. Bismarck trennte sich allmählich von den Angehörigen seiner Kaste, den Konservativen, in deren Kreisen er ohnedies durch die Leichtigkeit, mit der er 1866 legitime Fürsten entthronte, verdächtig geworden war. In ihm war der Machtgedanke stärker geworden als das enge Interesse der Junker. Gleichzeitig war er klug genug, einzusehen, daß das neue Staatsgebilde nicht nach dem Muster der alten preußischen Monarchie aufgebaut werden könne, sondern daß schon aus wirtschaftlichen Gründen Verwaltung, Justiz, Finanzwesen moderneren Ansprüchen angepaßt sein mußten. Hatte er doch klar

²² Eyck, II, Seite 299.

²³ Eyck, II, Seite 324.

erkannt, daß nur die ständig steigenden Steuereinnahmen, die er der mächtig sich entfaltenden Industrie verdankte, ihm die militärische Schlagkraft verschafft hatten.

So wurde er denn auch innenpolitisch auf die Zusammenarbeit mit den Liberalen hingedrängt; freilich führte er sie auf Bismarcksche Art durch: er gewährte nur, was er mußte, und verlangte dafür alles. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes, die nach der Gründung des Kaiserreichs weitergebildet wurde, war ein seltsames Gemisch liberaler, bonapartistischer und reaktionär feudaler Züge. Liberal wurde nach 1871 die wirtschaftliche, namentlich die Währungsgesetzgebung, sowie die Gestaltung des Zivil- und Strafrechts. Bonapartistisch war die Einführung des allgemeinen, direkten Wahlrechts, reaktionär die Vermeidung der Ministerverantwortlichkeit, die Einengung des Budgetrechts des Reichstages, die Rücksichtnahme auf die Interessen der Fürsten, die sich in zahllosen Reservatrechten auf dem Gebiet des Heerwesens, der inneren Verwaltung, des Steuerwesens usw. äußerte.

Aber gegenüber dem bisherigen Zustand war doch der Fortschritt unverkennbar, und so handelten die Nationalliberalen im wohlverstandenen wirtschaftlichen Interesse, wenn sie Bismarck durch dick und dünn folgten. Wie wenig Verlaß auf ihn war, sahen sie damals nicht oder wollten es nicht sehen.

Bismarck gelang es jedenfalls, sich in den Augen des ganzen deutschen Bürgertums als derjenige zu zeigen, der allein imstande sei, den alten Traum der deutschen Einheit zu verwirklichen. Er nützte die Zeit zur Organisation einer schlagkräftigen Armee und wußte Napoleon durch geschickte Schachzüge hinzuhalten, wenn dieser seine Kompensationen für die preußische Machterweiterung suchte. So sehr es manchmal nach Krieg aussah, Bismarck ließ es nie dazu kommen, bis er ihn schließlich wollte. Dann aber hat er durch eine zäh und geschickt eingefädelte Intrige, in der außer ihm kein Beteiligter über die ihm zugeschobene Rolle Bescheid wußte, und durch eine Fälschung Napoleon in die Zwangslage hineinmanövriert, den Krieg an Preußen zu erklären²⁴.

XI.

Wiederum schien der Krieg ein Blitzkrieg zu werden. In sechs Wochen war die französische Armee vernichtet, der Kaiser gefangen und der Krieg

²⁴ Die Geschichte der Hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien und der «Emser Depesche» ist bei Eyck meisterhaft geschildert; siehe Band II, Seite 437 ff.

entschieden. Aber die neu entstandene französische Republik wehrte sich verzweifelt gegen die Abtretung Elsaß-Lothringens, und so mußte Deutschland noch weitere fünf Monate einen Krieg führen, der es vor ernste militärische, aber auch außenpolitische Probleme stellte. Dazu kam der entwürdigende Kuhhandel unter den deutschen Fürsten in der Frage der Kaiserwürde und Streitigkeiten zwischen Bismarck und den Militärs mit Moltke an der Spitze. Obwohl Bismarck der anscheinend größte Erfolg seines Lebens gelungen war, zeigten sich bereits die innern Fehler im Bau des neuen Reichs: Da nicht die Demokratie, sondern Blut und Eisen seine Schöpfer waren, konnte Bismarck in der Gestaltung des Friedens seinen Willen nicht gegen die militärischen Ansprüche durchsetzen. Er wollte sich mit der Angliederung des deutschsprechenden Elsaß begnügen; die Militaristen, denen sich der neugebackene Kaiser natürlich anschloß, die sich aber auch auf die chauvinistische Stimmung breiter Bevölkerungsschichten in Deutschland stützen konnten, setzten die Annexion des französischen Metz durch — aus «Sicherheitsgründen».

Mit dieser Verletzung des Nationalitätenprinzips verschärfte Bismarck den deutsch-französischen Gegensatz, der nunmehr die europäische Politik beherrschen sollte. Bismarck hat seinen Fehler selbst eingesehen²⁵, er tat auch alles, um nach der Übergangszeit Frankreich friedlich zu stimmen, indem er dessen Kolonialpolitik förderte, wo er konnte; er wußte aber gleichzeitig, daß es auf die Dauer vergeblich sein müsse: Frankreich konnte Elsaß-Lothringen nicht verwinden, um so weniger als die deutsche Politik in den «Reichslanden» alles tat, um in den Herzen der Bewohner die Liebe zur französischen Republik wachzuhalten. Bismarcks Schreckgespenst war das französisch-russische Bündnis, und sein ganzes Bestreben war darauf gerichtet, es unmöglich zu machen.

Man hat Bismarck nachgerühmt, er habe im Gegensatz zu der irrlichternden Weltpolitik Wilhelms II. und seiner Kanzler, vor allem Bülow, eine reine Kontinentalpolitik eines saturierten Staates getrieben, und die bismarcktreue Geschichtsschreibung hat die — vom «Eisernen Kanzler» selbst schon lancierte — Legende, daß Deutschlands Unglück mit Bismarcks Sturz 1890 begonnen habe, mit echt deutscher Gründlichkeit und viel Gelehrten-Scharfsinn ausgeschmückt.

Eyck steht ihr mit vollem Recht mehr als skeptisch gegenüber. In Wirklichkeit hat Bismarck selbst die Grundlagen für die Weltpolitik Wilhelms II. geschaffen, ja noch mehr, er hat durch seine Methoden der deutschen Außen-

²⁵ Eyck, II, Seite 572.

politik den Ruf der Unzuverlässigkeit, sogar der Verlogenheit verschafft, den sie mit Recht schon lange vor dem ersten Weltkrieg hatte.

Dabei sei hier ganz von dem kurzen und von Bismarck nicht aus freiem Willen unternommenen Ausflug in die Kolonialpolitik abgesehen, den er selber später sehr skeptisch beurteilte, den er aber in einer England sehr verletzenden Weise ausführte. Aber wie oft hat er auf dem europäischen Kontinent die Pferde gewechselt! Die Freundschaftspolitik mit Frankreich hat er mehrfach durch sehr ernst klingende Kriegsdrohungen unterbrochen, zwischen Rußland und Österreich schwankte er hin und her und schloß mit jedem der Staaten Geheimverträge, die er durch ganz geheime wieder aufhob, an England suchte er mehrfach Anlehnung, sogar Bündnisangebote unterbreitete er, um sie plötzlich wieder ohne ersichtlichen Grund fallen zu lassen — er verstand im Grund die englische Politik ebensowenig wie etwa Bethmann-Hollweg oder Hitler. Ihm graute vor dem englischen Parlamentarismus, er fürchtete, daß ein mit dem Konservativen Disraeli oder Salisbury geschlossener Vertrag von dem Liberalen Gladstone nicht anerkannt werden würde. Hier zeigte es sich, daß auch ein gescheiter, ja, in seiner Art genialer preußischer Junker eben doch nur ein Junker bleibt.

Aus all dem Hin und Her, das ihm seine unerschöpfliche Phantasie eingab, resultierte als konstantes Element eigentlich nur das Bündnis mit Österreich, und auch das mehr aus dem Grund, weil es eine nationale Basis hatte, als nach dem freien Willen seines Schöpfers. Wenn Bülow die letzte Ursache für den Weltkrieg von 1914 darin sieht, daß Bethmann-Hollweg die Führung im deutsch-österreichischen Bündnis an Österreich habe übergehen zu lassen, statt nach Bismarckscher Tradition der führende Teil zu bleiben, so hat er im Kern völlig unrecht. Es erschien vielen Deutschen geradezu als eine geniale Voraussicht Bismarcks, daß er durch die Verdrängung Österreichs aus Deutschland die Vormachtstellung der Deutschen in Österreich zu einer Vergrößerung der Macht des Deutschtums überhaupt benützen konnte. Ein Großdeutschland hätte eben nur die Deutschen umfaßt, so aber hatten sie noch die Kräfte der Ungarn und der Slawen zur Verfügung. Unbestreitbar wäre die Donaumonarchie schon früher aus den Fugen gegangen, hätte nicht das Bündnis mit Deutschland dem österreichischen Deutschtum den Rücken gestärkt. Das bedeutete aber, daß Deutschland in Gegensatz kommen mußte zu den aufstrebenden slawischen Nationen der Doppelmonarchie und damit zum Verteidiger einer durchaus reaktionären Stellung wurde²⁶.

²⁶ Man denke nur an das Interesse des ungarischen Feudalismus am Bündnis mit Deutschland.

Als nun aber gar Bismarck 1878 auf dem Berliner Kongreß Österreich Bosnien und die Herzegowina zuschanzte, da verflocht er Deutschland untrennbar in das ganze Gestrüpp der Balkanfrage, mochte er noch so laut betonen, der Balkan sei «nicht die gesunden Knochen eines pommerschen Musketiers wert²⁷». Es war nur die unentrinnbare Folgerung aus seiner Politik, daß 1914 der Krieg um Bosniens willen ausbrach. (Schluß folgt.)

²⁷ Eyck, III, Seite 245.

„Erlebtes Rußland“

Bemerkungen zu einem Buch von Ernst Jucker

Auf dem Schutzumschlag des stattlichen Bandes¹ prangt die Faksimile-Reproduktion einer Ausweiskarte, durch die bestätigt wird, daß «Towarischtsch Ernest Emiljewitsch Jucker der Assoziation wissenschaftlicher und technischer Arbeiter für Mitwirkung am sozialistischen Aufbau der Sowjetunion als Mitglied angehört».

In den Besitz dieser ehrenvollen Legitimation ist Herr Jucker letzten Endes dadurch gelangt, daß er vor mehr als dreißig Jahren in Zürich, «bei allerlei Mondscheinwanderungen», sein Herz an eine russische Studentin, eine tapfere sibirische Sonja, verlor und 1916, mitten im ersten Weltkrieg, nach Irkutsk reiste, um bei seinem gestrengen Schwiegervater, einem wohlhabenden Großkaufmann, etliche Monate als Feriengast zu verbringen.

«Die Politik ist das Schicksal», hat einmal Napoleon I. behauptet, und auch Herr Jucker mußte die Wahrheit dieser These erfahren. Krieg und Revolution nötigten ihn, seinen Urlaub auszudehnen, so daß er erst nach 16jähriger Abwesenheit in seine Heimat zurückkehren konnte.

Als sich Herr Jucker nach dem Zarenreich aufmachte, war er der russischen Sprache noch keineswegs mächtig, und er scheint auch sonst etwas schwer von Begriff gewesen zu sein, denn er legte die weite Reise von Petrograd nach Tomsk, fast eine Woche lang hungernd, zurück, ohne zu merken, daß der große Korb, den ihm seine Schwägerin bei der Abfahrt freundlicher-

¹ Ernst Jucker, *Erlebtes Rußland*. 16 Jahre öffentliche Arbeit in der Sowjetunion, Verlag Paul Haupt, Bern, 1945, 286 Seiten.